

Michael Makropoulos

KRISE UND KONTINGENZ

Zwei Kategorien im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne*

I.

»Wirklichkeit«, bemerkte Hans Blumenberg, ist »das, was einer Epoche als das Selbstverständlichste und Trivialste von der Welt erscheint und was auszusprechen ihr nicht der Mühe wert wird, was also gerade deshalb die Stufe der überlegten Formulierung kaum je erreicht«. ¹ Aber spätestens in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte die Wirklichkeit in Europa vollends ihre Evidenz verloren, war nun unabweisbar zum problematischen Objekt der Reflexion geworden und hatte sich gerade darin für die Zeitgenossen als »Europas dämonischer Begriff« entpuppt, wie Gottfried Benn den Sachverhalt dramatisiert hat. »Wirklichkeit«, schrieb er 1933, gab es jetzt einfach nicht mehr, »höchstens noch ihre Fratzen«. Und »glücklich« waren »nur jene Zeitalter und Generationen, in denen es eine unbezweifelbare gab«, sei es eine religiöse, sei es eine wissenschaftliche. »Welches tiefe erste Zittern des Mittelalters bei der Auflösung der religiösen, welche fundamentale Erschütterung jetzt seit 1900 bei der Zertrümmerung der naturwissenschaftlichen, der seit vierhundert Jahren ›wirklich‹ gemachten.« Nun lösten sich auch noch »ihre Restbestände auf, und was übrigblieb waren Beziehungen und Funktionen; irre, wurzellose Utopien; humanitäre, soziale oder pazifistische Makulaturen, durch die lief ein Prozeß an sich, eine Wirtschaft als solche, Sinn und Ziel waren imaginär, gestaltlos, utopisch, doch im Vordergrund saß überall eine Flora und Fauna von Betriebsmonaden und alle verkrochen hinter Funktionen und Begriff. Auflösung der Natur, Auflösung der Geschichte. Die alten Realitäten Raum und Zeit, Funktionen von Formeln; Gesundheit und Krankheit, Funktionen von Bewußtsein; selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substanziell gar nicht mehr zu fassen, immer nur der Betrieb an sich, immer nur der Prozeß als solcher« – der selbstläuferische Gesamtbetrieb gesellschaftlicher Rationalisierungsutopien. »Das war 1920 bis 25, das war die untergangsgeweihte Welt, der Betrieb, das war der Funktionalismus, reif für den Sturm, der dann kam, aber vorher war nur diese Handvoll Expressionisten da, diese Gläubigen einer neuen Wirklichkeit

* Eine erste Bearbeitung des Themas erschien unter dem Titel »Tendenzen der Zwanziger Jahre. Zum Diskurs der Klassischen Moderne in Deutschland«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 39 (1991), S. 675-687 bzw. engl. »Tendencies of the 1920s. On the Discourse of Classical Modernity in Germany«, in: *Theory, Culture & Society*, 12 (1995), S. 87-102.

¹ Blumenberg, Hans, »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans«, in: Hans Robert Jauss (Hg.), *Nachahmung und Illusion* (Poetik und Hermeneutik 1), München 1964, S. 9-27, hier S. 10.

und eines alten Absoluten, und hielten mit einer Inbrunst ohnegleichen, mit der Askese von Heiligen, mit der todsicheren Chance, dem Hunger und der Lächerlichkeit zu verfallen, ihre Existenz dieser Zertrümmerung entgegen«.²

Benns Beschreibung der frühen 20er Jahre ist selbst vom Pathos des Expressionismus tingiert, den er in seiner Lyrik und in seinen Essays auf die Spitze getrieben, und den er in seinen kulturpolitischen Stellungnahmen wenigstens zeitweise nihilistisch gewendet hat. Aber die dramatische Diagnose der kompletten Wirklichkeitszertrümmerung und die Sehnsucht nach einer neuen Wirklichkeit, die ihr ein Ende setzen könnte, war nicht nur Sache der Expressionisten, die Benn als Glaubenskämpfer dieser neuen Wirklichkeit ins Feld führte, trat nicht nur im Duktus des Gereizten und Akuten auf, richtete sich nur vordergründig gegen »Amerikanismus« und »Neue Sachlichkeit« als prospektive Manifestationen durchrationalisierter Sozialwelten und war auch von Anfang an keineswegs nur Sache der konservativen Intelligenz der 20er Jahre.³

Man befand sich schließlich nicht nur historisch, sondern geradezu ontologisch in einer Situation, in der »sich die Welt in eine sinnentleerte Realität und das Subjekt spaltet«, wie Siegfried Kracauer 1922 behauptete. Denn »dieses Subjekt, das vorher einbezogen war in den Reigen der die Welt erfüllenden Gestalten«, aktualisierte, radikalisierte und verwarf Kracauer in einem Zug Hegels epochales Motiv der Entzweiung von Subjekt und Objekt, »entsteigt nun vereinsamt dem Chaos als alleiniger Träger des Geistes, und vor seinem Blick öffnen sich die unermesslichen Reiche der Realität. Hinausgeschleudert in die kalte Unendlichkeit des leeren Raumes und der leeren Zeit«, dramatisierte auch er die Situation, »befindet es sich angesichts eines jeglicher Bedeutung entblößten Stoffes, den es gemäß der ihm, dem Subjekt, innewohnenden (und aus der Epoche des Sinnes herübergeretteten) Ideen verarbeiten und formen muß.«⁴

Unübersehbar legte auch Kracauer seiner Diagnose einen emphatischen Wirklichkeitsbegriff zugrunde, einen Begriff von Wirklichkeit, der diese fraglos zwar nicht wie Benn als »substanziell« bestimmbare, aber doch als »sinnerfüllte« voraussetzte. Und indem auch er nicht nur die aktuelle Situation nach dem Zusammenbruch der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts, sondern die gesamte Neuzeit als eine Epoche der zunehmenden »transzendentalen Obdachlosigkeit« deutete, wie die berühmte Formel lautete, die Georg Lukács um 1915

² Benn, Gottfried, »Bekenntnis zum Expressionismus«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1989, S. 261-274, hier S. 266.

³ Zum »Amerikanismus« und zur »Neuen Sachlichkeit« als modernen Lebensformen im Berlin der 20er Jahre vgl. Lethen, Helmut, »Chicago und Moskau. Berlins moderne Kultur der 20er Jahre zwischen Inflation und Wirtschaftskrise«, in: Jochen Boberg/Tilman Fichter/ Eckhard Gillen (Hg.), *Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert*, München 1986, S. 190-213. Vgl. außerdem Kiecol, Daniel, *Selbstbild und Image zweier europäischer Metropolen. Paris und Berlin zwischen 1900 und 1930*, Frankfurt/M. 2001, bes. S. 86ff. Zum »Amerikanismus« vgl. allgemein Peukert, Detlev J.K., *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/M. 1987, S. 166-190 sowie Peukert, Detlev J.K., *Max Webers Diagnose der Moderne*, Göttingen 1989, S. 71-83.

⁴ Kracauer, Siegfried, *Soziologie als Wissenschaft. Schriften*. Bd. 1, Frankfurt/M. 1974, S. 13f.

geprägt und 1920 mit erheblicher Wirkung publiziert hatte, ging es auch Kracauer nicht nur um irgend eine Wirklichkeit, die wiederhergestellt werden sollte, sondern darum, »aus dem leeren Raum des reinen Denkens in den erfüllten Raum der durch einen höchsten transzendenten Sinn überdachten Wirklichkeit zu gelangen«.⁵ Gegen die zunehmende »Entzauberung der Welt«, wie Max Weber 1917 die irreversiblen Effekte des jahrtausendealten okzidentalen Intellektualisierungs- und Rationalisierungsprozesses charakterisiert hatte, der jetzt in sein finales Stadium getreten war, suchte Kracauer wie viele andere auch nach Wegen, »eine vertriebene Menschheit wieder in die neu-alten Bereiche der gotterfüllten Wirklichkeit« zu führen, die keineswegs zufällig jener »neuen Wirklichkeit« und jenem »alten Absoluten« glich, die Benn 1933 gegenrationalistisch beschwören sollte.⁶

Hinter diesen Diagnosen der sinnentleerten, substanzlos gewordenen Wirklichkeit stand eine lange kulturpessimistische Tradition der Modernitätskritik; aber ihre besondere Plausibilität erhielten sie durch das traumatische Erlebnis des Ersten Weltkriegs. Denn das »goldene Zeitalter der Sicherheit«, das zugleich »das goldene Zeitalter der Versicherung wurde«, wie Stefan Zweig die bürgerliche Welt des 19. Jahrhunderts rückblickend charakterisiert hat, war jetzt unwiderruflich zu Ende und offenbarte, »daß jene Welt der Sicherheit ein Traumschloß gewesen« war.⁷ Schließlich hatte der Verlauf des Krieges zur Gewißheit geführt, daß auch das ganz und gar Unvorstellbare Wirklichkeit und seither einfach nichts mehr ausgeschlossen werden konnte – spätestens seit die Kämpfe den strategischen Kalkülen entglitten und in eine nicht mehr beherrschbare Materialschlacht, einen aberwitzigen Stellungskrieg gemündet waren. Was in Europa zwischen 1914 und 1918 geschehen war, hatte aber nicht nur alles bis dahin Vorstellbare überstiegen und damit alle bisherigen Erfahrungen entwert, sondern stellte für diejenigen, die die historisch-metaphysische Situation deuteten, die Möglichkeit von Erfahrung überhaupt in Frage. Walter Benjamin hat dies 1936 retrospektiv vielleicht am ergreifendsten zum Ausdruck gebracht: »Die Erfahrung ist im Kurse gefallen. Und es sieht aus, als fiele sie weiter ins Bodenlose. Jeder Blick in die Zeitung erweist, daß sie einen neuen Tiefstand erreicht hat, daß nicht nur das Bild der äußern, sondern auch das Bild der sittlichen Welt über Nacht Veränderungen erlitten hat, die man niemals für möglich hielt. Mit dem Weltkrieg begann ein Vorgang offenkundig zu werden, der seither nicht zu Stillstand gekommen ist.« Denn nie seien »Erfahrungen gründli-

⁵ Lukács, Georg, *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*, Darmstadt/Neuwied 1971, S. 32. Vgl. Kracauer, *Soziologie als Wissenschaft* [wie Anm. 4], S. 13f. Vgl. außerdem Kracauer, Siegfried, »Georg von Lukács' Romantheorie«, in: Ders., *Schriften*, Bd. 5.1, Frankfurt/M. 1990 [1921], S. 117-123.

⁶ Kracauer, *Soziologie als Wissenschaft* [wie Anm. 4], S. 7. Vgl. Weber, Max, *Wissenschaft als Beruf*, Stuttgart 1995, S. 18ff.

⁷ Zweig, Stefan, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt/M. 1970 [1944], S. 14f. bzw. 19.

cher Lügen gestraft worden als die strategischen durch den Stellungskrieg, die wirtschaftlichen durch die Inflation, die körperlichen durch die Materialschlacht, die sittlichen durch die Machthaber. Eine Generation, die noch mit der Pferdebahn zur Schule gefahren war, stand unter freiem Himmel in einer Landschaft, in der nichts unverändert geblieben war als die Wolken, und in der Mitte, in einem Kraftfeld zerstörender Ströme und Explosionen, der winzige, gebrechliche Menschenkörper.«⁸

Weil das Unvorstellbare, das sonst jenseits des Horizonts des Möglichen liegt, auf katastrophale und damit schlechterdings unabweisbare Weise Wirklichkeit geworden war, hatte der Möglichkeitshorizont der Nachkriegsgesellschaft in der Wahrnehmung der Zeitgenossen seine Grenze verloren. Und damit das Feld möglicher Erfahrung, das dieser Grenze bedarf. Denn das, was erlebt worden war und als Kriegsfolge erlebt wurde, war in keine Kohärenz zu bringen, weil es alle bisherigen Kriterien sinnhafter Kohärenz in Frage stellte und am Ende entwertete. Es war geradewegs der Einbruch von etwas Neuem, etwas für die Zeitgenossen so exzeptionell Neuem, daß alle bekannten Möglichkeiten, Neues zu verarbeiten versagten. Und was mit einer zwar fiktiven, aber in der Sache treffenden Verbindung aus einem Begriff Benjamins mit einem von Carl Schmitt jetzt als »chockförmige« »Suspendierung« der Erfahrung als dem traditionellen Leitkriterium des Denkens und Handelns gedeutet wurde, das war – mit dem geschichtsphilosophisch aufgeladenen, und in dieser Aufladung dann zum kulturkritischen Modewort der 20er Jahre avancierten staatsrechtlichen terminus technicus für den Militäreinsatz im Inneren gesagt – der »Ausnahmezustand«. Es war die »Suspendierung der gesamten bestehenden Ordnung«, wie Schmitt den »Ausnahmezustand« 1922 definierte – und damit zugleich das politische Grundproblem der frühen Neuzeit, nämlich die primäre selbstmächtige Ordnungstiftung, in die politisch-metaphysische Situation des frühen 20. Jahrhunderts transponierte.⁹

Das ausgesprochen Dramatische, das diese Wahrnehmung der Wirklichkeit färbte und schließlich im Topos des »Chaos« sein Schlagwort fand, blieb allerdings keineswegs nur auf die Jahre unmittelbar nach dem Ende des Krieges beschränkt; das Unerhörte der krisenhaften Offenheit dauerte vielmehr an. »Wir sind in der sonderbaren Lage«, faßte Klaus Mann 1927 seine Generationserfahrung zusammen, »ständig alles für möglich zu halten, das macht uns angespannt und bewahrt vor Erstarrung. Haben wir nächste Woche die Monarchie und ei-

⁸ Benjamin, Walter, »Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II.2, Frankfurt/M. 1977, S. 438-465, hier S. 439.

⁹ Schmitt, Carl, *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin 1985, S. 19f.; vgl. Benjamin, Walter, »Über einige Motive bei Baudelaire«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, Frankfurt/M. 1974, S. 605-653, bes. S. 612ff. Zum Begriff des »Ausnahmezustandes« vgl. Boldt, Hans, »Ausnahmezustand«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 343-376, zur metaphysisch aufgeladenen Verwendung des Begriffes S. 375. Zur Übertragung der Situation des 17. Jahrhunderts auf das frühe 20. vgl. Schmitt, Carl, *Ex Captivitate Salus*, Köln 1950, S. 63.

nen Kaiser im Land? Wir werden uns nicht im mindesten darüber erstaunen. Haben wir übermorgen den kommunistischen Sowjetstaat mit Terror und roter Fahne? Wir sind auf alles gefaßt.«¹⁰ Und Hugo von Hofmannsthal konstatierte zur gleichen Zeit wie Mann, aber mit sehr anderer Bewertung und sehr anderen politischen Optionen als dieser, überall ein richtungsloses »Suchen und Treiben und Drängen«. »Es ist da als ein Schwindel unter unseren Füßen, es bringt dies Gefährliche und Abwegige, mit Überraschungen und Zweifeln Schwangere in jede Unterhaltung, es durchsetzt die Atmosphäre mit der Ahnung, daß beständig alles möglich ist – mit diesem Knistern wie vom Zerfall ganzer Welten, diesem hohlen Heranwehen eines ewig Morgigen.«¹¹

II.

Was immer der spezifische diskursive Kontext und der theoretische Status dieser Zeugnisse sein mag: was sie bestimmen oder wenigstens doch beschreiben, ist eine Krisensituation – also jene offene Situation der unvollständigen Determiniertheit, die es schlechterdings unmöglich macht, zukünftige Möglichkeiten zureichend aus gegenwärtigen Wirklichkeiten abzuleiten. Man kann diesen Sachverhalt natürlich dramatisieren, und dann bezeichnet der Begriff der Krise tatsächlich eine »Zeit der herumirrenden Tatsachen«, wie Arnold Gehlen mit Blick auf die ästhetischen Manierismen formuliert hat.¹² Diesseits kulturkritischer Dramatisierungen samt ihrer alltagssprachlichen Diffundierungen, die den Begriff geradezu automatisch zu einem Problembegriff machen, bezeichnet »Krise« allerdings spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts insbesondere in der politisch-sozialen Semantik jenen offenen Übergangszustand in einer Gesellschaft, der der Traditionsorientierung diametral entgegengesetzt ist. Es ist jener Übergangszustand, der modern zum Dauerzustand wird, weil die individuellen und kollektiven Erwartungen immer weiter aus ihren Bindungen an die bisherigen Erfahrungen freigesetzt werden – so weit freigesetzt werden, wie Reinhart Koselleck gezeigt hat, daß die Erwartungen den Erfahrungen am Ende diametral entgegenstehen können und spätestens mit der Französischen Revolution auch tatsächlich entgegen stehen.¹³ Es ist ein dauerhafter Übergangszustand, den man zwar emanzipatorisch wie kompensatorisch als Fortschritt finalisieren kann, der aber strukturell betrachtet nichts anderes ist als der

¹⁰ Mann, Klaus, *Heute und Morgen*, Hamburg 1927, S. 13.

¹¹ Hofmannsthal, Hugo von, »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«, in: Ders., *Gesammelte Werke in Einzelausgaben*, Bd. IV, Frankfurt/M. 1966, S. 390-413, hier S. 401.

¹² Gehlen, Arnold, *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*, Frankfurt/M., Bonn ²1965, S. 177.

¹³ Vgl. Koselleck, Reinhart, »›Erfahrungsraum‹ und ›Erwartungshorizont‹ – zwei historische Kategorien«, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 349-375.

Übergang von einer funktionellen Ordnung zu irgend einer anderen, wie Paul Valéry den Sachverhalt nüchtern bestimmt hat – ein Übergangszustand freilich, von dem weder gesagt werden kann wohin er führt, noch wie lange er dauern wird, und der dahin tendiert, sich in einer Gesellschaft strukturell zu verfestigen, wenn er nicht beendet wird.¹⁴

Im Kontext der historischen Semantik des Krisenbegriffs und seiner verschiedenen Konnotationen ist dies genau die Situation einer modernen Gesellschaft im systematischen Sinne des Begriffs. Denn eine Gesellschaft ist modern, wenn sie nicht primär durch Tradition bestimmt und nicht auf eine einzige Zukunft finalisiert ist, weil die Erwartungen, die in ihr gehegt werden, nicht an die bisherige Erfahrung gebunden sein müssen und dieser sogar entgegenstehen können. Das soziale Charakteristikum von Modernität ist die weitgehende Freisetzung der Individuen aus angestammten und umfassenden Gruppenbindungen – mit der Folge ihrer sozialen und räumlichen Mobilität. Der lebensweltliche Effekt dieser gesellschaftlichen Situation ist die Vielfalt von Lebensentwürfen und Lebensgewohnheiten an einem Ort und zu gleicher Zeit. Es ist eine Vielfalt, in der sich diese einzelnen Lebensentwürfe und Lebensgewohnheiten nebeneinander verwirklichen oder gegenseitig verwerfen, sich ergänzen oder einander ausschließen, sich allemal aber autonom gestalten und nicht zwingend aufeinander bezogen sind. Werden sie jedoch aufeinander bezogen, dann relativieren sie sich gegenseitig und halten so verschiedene, vielleicht disparate, auf jeden Fall aber perspektivische Möglichkeiten der Lebensführung präsent. Diese Simultanpräsenz von Verschiedenem, Heterogenem, erfordert die unablässige bewußte Konstruktion subjektiver und sozialer Kohärenz, um leben und handeln zu können. Keine dieser Konstruktionen des Selbst und des Sozialen ist freilich von Dauer, weil sie stets durch mindestens eine andere relativierbar ist und ihre Dauerhaftigkeit die Reduktion der verschiedenen Lebensmöglichkeiten voraussetzen würde. Und keine dieser Kohärenzkonstruktionen ist in einem einzigen Kriterium im Sinne eines substantiellen und damit definitiven ontologischen Letztgrundes fundierbar, sondern irreduzibel selbsttragend. Deshalb sind Wirklichkeiten in dieser Situation nur kontextuell verankert und Ordnungen kontingent – sie könnten auch anders sein. In metaphysischer Hinsicht ist eine moderne Gesellschaft darum vollständig immanent, nicht geschichtlicher Ort eines transzendenten Sinnes, sondern funktionales Integral pluraler Wirklichkeiten und ihnen entsprechender segmentärer Beziehungen statt vollständiger Bindungen, temporärer Relationen statt definitiver Determinanten. Und sie ist phänomenologisch präsent in der Großstadt von metropolitaner Dimension und der ihr entsprechenden urbanen Lebensform.

¹⁴ Vgl. Valéry, Paul, »Propos sur l'Intelligence«, in: ders., *Œuvres*, Bd. 1, Paris 1957 (1925), S. 1040-1057, hier S. 1041. Begriffsgeschichtlich vgl. Koselleck, Reinhart, »Krise«, in: Brunner/Conze/Ders. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe* [wie Anm. 9], Bd. 3, Stuttgart 1975, S. 617-650.

Modernität in diesem Sinne wurde in Deutschland historisch erstmals im Berlin der Weimarer Republik zur ebenso umfassenden wie unabweisbaren Wirklichkeit.¹⁵ Und sie wurde von den Zeitgenossen geradezu automatisch als eine absolut offene und deshalb hochgradig krisenhafte Situation erfahren, mit allem was eine solche Erfahrung an Verunsichertem, Gereiztem und Radikalem begleitet. Aber dennoch war das gewissermaßen nur die Außenseite der historisch-metaphysischen Situation der Klassischen Moderne.¹⁶ Denn Erfahrung ist nicht vor aller Deutung, sondern überhaupt nur mithilfe von Deutungskriterien möglich, die die ›facta bruta‹ der erlebten Ereignisse allererst in Erfahrung überführen, indem sie ihnen kohärenzfähige Bedeutungen zuweisen – Deutungskriterien überdies, die ihrerseits Indikatoren haben, nämlich die Wirklichkeitserwartungen, die in einer historischen Situation nicht nur als Erwartungen einer bestimmten Qualität, sondern allererst einer bestimmten Struktur von Wirklichkeit gehegt werden. Schließlich ist Wirklichkeit – auch wenn das harten Positivisten wohl nie einleuchten wird – eine historisch ausgesprochen wandelbare Sache.

Wenn man den Begriff der Wirklichkeit im Sinne Blumenbergs historisiert, dann war die Wirklichkeit der Klassischen Moderne alles andere als jene selbsteigene, authentische und gerade darin unwidersprechliche »Realität der momentanen Evidenz«, die den antiken Wirklichkeitsbegriff ausmachte. Aber Wirklichkeit war auch nicht mehr jene »garantierte Realität« des Mittelalters, deren transzendente Garantieinstanz im Zuge ihrer Säkularisierung philosophisch im Konzept der universellen Vernunft und politisch im Konzept der Souveränität noch weit in die Neuzeit hineinreicht. Wirklichkeit ging jetzt vielmehr weitgehend in jener spezifisch neuzeitlichen, immanent generierten und immanent verbleibenden Realität als »Realisierung eines in sich einstimmigen Kontextes« auf, die mit dem konstruktiven Vermögen autonomer Subjektivität korrespondiert und von hier aus nicht zuletzt das produktivistische Selbstverständnis europäischer Modernität grundiert, das sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in der fortschreitenden Etablierung artifizieller Wirklichkeiten manifestiert – Wirklichkeiten, die dann im frühen 20. Jahrhundert nach dem

¹⁵ Vgl. Makropoulos, Michael, »Ein Mythos massenkultureller Urbanität. Der Potsdamer Platz aus der Perspektive von Diskursanalyse und Semiologie«, in: Joachim Fischer/Michael Makropoulos (Hg.), *Potsdamer Platz, Soziologische Theorien zu einem Ort der Moderne*, München 2004, S. 159-187.

¹⁶ Der ursprünglich kunsthistorische Begriff der »Klassischen Moderne« wird von Peukert als »Kennzeichnung der gesamten soziokulturellen Epochenlage« in Mitteleuropa etwa von 1880-1930 verwendet. So Peukert, *Die Weimarer Republik* [wie Anm. 3], S. 11 bzw. S. 166, sowie ders., *Max Webers Diagnose der Moderne* [wie Anm. 3], S. 65f. In der Sache geht es um die Zeitspanne, in der die paradigmatischen kulturellen, sozialen und politischen Formen von Modernität entfaltet und durchexerziert worden sind – wobei die Datierung mindestens auf die Zwischenkriegszeit, wenn nicht vielleicht sogar über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus bis zum politischen und kulturellen Ende des Sozialismus, also bis 1990, erweitert werden müßte, wenn man auch die verschiedenen totalitären Formen von Modernität als klassisch-moderne begreift.

katastrophischen Ende der bürgerlichen Welt im Ersten Weltkrieg und mit dem technologischen Innovationsschub seit der Jahrhundertwende bis dahin ungekannte Entfaltungsmöglichkeiten finden und fortan das moderne Wirklichkeitsverständnis bestimmen sollten.¹⁷ Wirklichkeit, so könnte man bündig sagen, ist seither stets gemachte Wirklichkeit – und setzt im Gegenzug Machbarkeitserwartungen frei, wie sie vordem unbekannt waren. Aber nicht erst damit fingen für die intellektuellen Akteure der 20er Jahre die Probleme an.

Charakteristisch für das neuzeitliche Wirklichkeitsverständnis ist, daß Wirklichkeit hier – anders als in der Antike und im Mittelalter – im Singular nicht zu haben ist, daß sich die Pluralität von Wirklichkeiten logisch zur unvermittelbaren Heterogenität steigern kann, und daß sie sich historisch-soziologisch im Verlauf der Selbstkonstitution moderner Gesellschaft auch genau dahin entwickelt hat. Schließlich kann von einstimmiger Kontextualität sinnvoll nur in Abhebung, Abgrenzung, wenn nicht im Kontrast zu anderen Kontexten die Rede sein, so daß jede kontextuell realisierte Wirklichkeit gerade durch ihre Kontextualität der Verfügbarkeit von anderen Kontexten her schlechterdings unüberschreitbare Grenzen setzt. Wenn aber »die Neuzeit nicht mehr die Epoche eines homogenen Wirklichkeitsbegriffes ist«, wie Blumenbergs Basisthese lautet, dann vollzieht sich »die Herrschaft eines bestimmten ausgeprägten Realitätsbewußtseins« nicht nur »in der Auseinandersetzung mit einer anderen schon formierten oder sich formierenden Möglichkeit, von Wirklichkeit betroffen zu werden«, sondern findet genau darin, in der je anderen Wirklichkeit, auch ihre absolute Grenze. Und das signalisiert ein viertes Wirklichkeitsverständnis, das jede kontextuelle Realisierung begleitet wie ein Schatten, nämlich Wirklichkeit als widerständige, beunruhigende und nicht selten bedrohliche »Realität als das dem Subjekt nicht Gefügige«, wenn nicht am Ende als das »ganz und gar Unverfügbare«, wie Blumenberg formulierte, »von dem nachträglich nur noch behauptet, aber nicht mehr vorgestellt werden kann, daß es aus einem freien und konstruktiven Prozeß des Erdachtwerdens einmal hervorgegangen sein könnte«.¹⁸

Wirklichkeit – das war nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs und dem Zusammenbruch der bürgerlichen Welt des 19. Jahrhunderts jetzt gerade das, was sich unbeschadet aller Fortschritte wissenschaftlich-technischer Weltbeherrschung »nicht als bloßes Material der Manipulation« menschlicher Verfügung »unterwerfen läßt«, sondern »in der Technisierung nur scheinbar und zeitweise in Dienst genommen worden ist, um sich dann in seiner überwältigenden Eigengesetzlichkeit« geradezu als ein »»factum brutum«« zu »enthüllen«.¹⁹ Aber das Problematische moderner Wirklichkeit, das jede Erwartung

¹⁷ Blumenberg, »Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans« [wie Anm. 1], S. 10ff.

¹⁸ Ebd., S. 13f.

¹⁹ Ebd., S. 14. Zur Technisierung vgl. Blumenberg, Hans, »Lebenswelt und Technisierung unter Aspekten der Phänomenologie«, in: Ders., *Wirklichkeiten in denen wir leben*, Stuttgart 1981, S. 7-54.

ihrer Selbstverständlichkeit oder wenigstens doch ihrer Unbezweifelbarkeit enttäuschte, resultierte nicht erst aus der Verselbständigung konstruktiver Prozesse; das Problematische moderner Wirklichkeit haftete auch nicht der bloßen Simultanpräsenz heterogener Wirklichkeitskonstruktionen an, die spätestens mit der fortschreitenden Herausbildung der modernen Gesellschaften im Laufe des 19. Jahrhunderts unabweisbar geworden war. Das Problematische moderner Wirklichkeit resultierte vielmehr aus der kontrafaktischen Erwartung einer zwar neuen, aber in ihrer Struktur alten, nämlich homogenen Wirklichkeit. Und das führte im Gegenzug fast automatisch dazu, die Situation als Situation der bodenlosen Kontingenz zu deuten und so der klassischen Kontingenzsemantik eine besondere Problemdimension zu verleihen.

Kontingenz ist, was auch anders möglich ist, und es ist auch anders möglich, weil es keinen notwendigen Existenzgrund hat. Schon diese allgemeine Bestimmung des Sachverhalts signalisiert allerdings, daß Kontingenz etwas ausgesprochen Ambivalentes ist, das sich modallogisch auf zwei sehr verschiedene Weisen realisiert.²⁰ Kontingenz ist nämlich einerseits alles Zufällige und in seiner Unkalkulierbarkeit schlechterdings Unverfügbare. Kontingenz ist aber andererseits auch alles Manipulierbare, also das, was Gegenstand menschlichen Handelns im Sinne einer willkürlichen Konstruktion ist, die auch anders sein könnte. Diese handlungstheoretische Dimension des Sachverhalts ist es, die nun in der klassischen Moderne auf höchst folgenreiche Weise zum Problem wird. Denn Handeln im strikten Sinne des Begriffs ist die Entscheidung zwischen verschiedenen Möglichkeiten und setzt allererst die Existenz verschiedener wirklicher Möglichkeiten voraus, wenn man sinnvoll von Handeln im Unterschied zum prädestinierten oder doch wenigstens prognostizierbaren Verhalten sprechen will. Damit stellt sich freilich sofort die Frage nach dem Kriterium, das diese Entscheidung anleitet. Innerhalb einer homogenen Wirklichkeit ist dieses Kriterium die Erfahrung, die in einem definierten Horizont des Möglichen steht, der mit dieser einen Wirklichkeit korrespondiert, und der dadurch eine signifikante Grenze hat, daß jeder Möglichkeitshorizont gerade kein offener Letzthorizont des Möglichen überhaupt ist, sondern aus der Realität bezogen und gewonnen wird. Wenn aber Wirklichkeit sich in verschiedene kontextuelle Wirklichkeiten vervielfältigt und damit der Möglichkeitshorizont ins Unabsehbare geöffnet wird, wenn selbst das Unvorstellbare eintritt, Wirklichkeiten traumatisch erlebt werden und alle bisherige Erfahrung dadurch entwertet wird, daß es überhaupt keinen konturierten Möglichkeitshorizont mehr gibt und ständig alles möglich zu sein scheint, dann ist das handlungsleitende Kriterium auf dramatische Weise suspendiert. Die Krisensituation realisiert sich unter diesen

²⁰ Vgl. ausführlich Makropoulos, Michael, *Modernität und Kontingenz*. München 1997, bes. S. 13ff, sowie Makropoulos, Michael, »Modernität als Kontingenzkultur. Konturen eines Konzepts«, in: Gerhart von Graevenitz/Odo Marquard (Hg.), *Kontingenz* (Poetik und Hermeneutik 17), München 1998, S. 55-79.

Bedingungen als normativ hochgradig defizitäre Situation. Und das Kontingenzproblem wird zu jener strategischen Disposition operationalisiert, die für die Modernitätskritik der Klassischen Moderne zentral wurde.

III.

Es ist für die gegenwartskritischen Tendenzen im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne charakteristisch, daß Kontingenz in ihnen von vorneherein zu absoluter, geradezu ontologischer Kontingenz radikalisiert wurde, so daß nicht nur das, was man machte, anders möglich war, sondern auch die Welt, in der man es machte. »Kontingente Welt und problematisches Individuum«, hatte Lukács geschrieben und damit die wohl treffendste Formel für das klassisch-moderne Welt- und Selbstverständnis geprägt, »sind einander wechselseitig bedingende Wirklichkeiten«.²¹ Allerdings hat er den Sachverhalt, weit über die Situation zu Beginn des 20. Jahrhunderts ausgreifend, auf die gesamte Neuzeit bezogen, womit die Situation, die als höchst krisenhafte Offenheit erfahren wurde, nicht nur die aktuelle Lage nach dem Ersten Weltkrieg war, sondern mindestens die gesamte Epoche der Moderne.²² Und die 20er Jahre waren dann in dieser Perspektive nicht die Krise der Moderne, sondern Modernität war die Vollendung der Krise der Geschichte, die mit der Neuzeit ausgebrochen war.²³ Es war eine Krise, die daraus entstand, daß der Neuzeit die »spontane Seinstotalität« früherer Epochen fehlte, wie Lukács diese Wirklichkeitsqualität nannte – eben die fraglose Evidenz eines, mit einer Formulierung Webers gesagt, »ethisch *sinnvoll* orientierten Kosmos« vor aller Reflexion, mit der jener unproblematische Selbstbezug der Individuen korrespondierte, den nicht nur Lukács für alle Vorneuzeit voraussetzte.²⁴

»Wenn das Individuum unproblematisch ist«, hatte er seine grundlegende Bestimmung erläutert, »so sind ihm seine Ziele in unmittelbarer Evidenz gegeben, und die Welt, deren Aufbau dieselben realisierten Ziele geleistet haben, kann

²¹ Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 67.

²² Lukács' Arbeit war in der Tat keine Reaktion auf den Krieg und seine Wirkungen nach dem Krieg, sondern erschien zuerst in: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, 2 (1916), S. 225-271 u. 390-431.

²³ Deshalb greift Peukert zu kurz, wenn er die 20er Jahre als »Krisenjahre der Klassischen Moderne« beschreibt. Vgl. Peukert, *Die Weimarer Republik* [wie Anm. 3], S. 266.

²⁴ Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 30. Weber, Max, »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Bd. I, Tübingen 1920, S. 237-573, hier S. 564. Sein Buch, schrieb Lukács übrigens 1962 im Vorwort zur Neuauflage, sei »ein typisches Produkt der geisteswissenschaftlichen Tendenzen« nach der Jahrhundertwende gewesen und »in einer Stimmung der permanenten Verzweiflung über den Weltzustand« entstanden. Trotz ihrer »theoretischen Haltlosigkeit« – also ihrer nicht-materialistischen Argumentation –, sei die »Theorie des Romans« allerdings »im ontologischen Sinn kritischer und besonnener« als Bennis Wirklichkeitsdiagnose, mit der Lukács sein Konzept hier vergleicht, sofern »beide ähnliche Lebensgefühle ausdrücken, ähnlich auf ihre Gegenwart reagieren«. Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 6 bzw. 12.

ihm für ihre Verwirklichung nur Schwierigkeiten und Hindernisse bereiten, aber niemals eine innerlich ernsthafte Gefahr. Die Gefahr entsteht erst, wenn die Außenwelt nicht mehr in bezug auf diese Ideen angelegt ist, wenn diese im Menschen zu subjektiven seelischen Tatsachen, zu Idealen werden. Durch das als Unerreichbar- und – im empirischen Sinn – als Unwirklich-Setzen der Ideen, durch ihre Verwandlung in Ideale, ist die unmittelbare, problemlose Organik der Individualität zerrissen.«²⁵ In einem ethisch sinnvoll geordneten Kosmos wie dem antiken griechischen dagegen, seien »in dem letzten Strukturverhältnis, das alle Erlebnisse und Gestaltungen bedingt, keine qualitativen, mithin unaufhebbaren und bloß durch den Sprung überwindbaren Unterschiede der transzendentalen Orte untereinander und zu dem a priori zugeordneten Subjekte gegeben«. Vielmehr werde »der Aufstieg zum Höchsten und der Abstieg zum Sinnlosesten auf Wegen der Adäquation, also schlimmstenfalls durch einen graduell abgemessenen, übergangreichen Stufengang vollzogen«. »Das Verhalten des Geistes in dieser Heimat«, fuhr Lukács fort, »ist deshalb das passiv-visionäre Hinnehmen eines fertig daseienden Sinnes«, eines Sinnes, der konkret erfahren werde. »Die Welt des Sinnes ist greifbar und übersichtlich, es kommt nur darauf an, in ihr den Einem zubestimmten Ort zu finden. Das Irren kann hier nur ein Zuviel oder ein Zuwenig sein, nur ein Mangel an Maß oder Einsicht. Denn Wissen ist nur ein Aufheben trübender Schleier, Schaffen ein Abzeichen sichtbar-ewiger Wesenheiten, Tugend eine vollendete Kenntnis der Wege; und das Sinnesfremde stammt nur aus der allzu großen Ferne vom Sinn. Es ist eine homogene Welt, und auch die Trennung von Mensch und Welt, von Ich und Du vermag ihre Einstoffigkeit nicht zu stören.«²⁶

Lukács' idealisierte Kontrastfolie war – anders als für Kracauer – nicht das katholische Mittelalter, sondern die griechische Antike. Aber Kracauer hatte die geschichtsphilosophische Konstruktion bei Lukács entlehnt. Und diese Gegenüberstellung erweist, daß es keinem von beiden um die jeweilige historische Epoche ging, sondern um eine bestimmte Struktur der Wirklichkeit, die sowohl die unmittelbar evidente Realität der griechischen Antike, als auch die transzendent garantierte Realität des Mittelalters erfüllte. Es ging um ihre Homogenität. Aber diese Sehnsucht nach dem Absoluten ist nur die eine Seite, der eine Zug des klassisch-modernen Diskurses gewesen. Denn die radikale Disponibilität kontingenter Wirklichkeiten eröffnet andererseits überhaupt erst die Möglichkeit gestalterischer Freiheit – eine Freiheit, ohne die die Verfügbarkeitsphantasien, die das intellektuelle Szenario der Klassischen Moderne beherrschten, ebensowenig verständlich werden, wie das Totalisierende der radikalen politischen, sozialen, philosophischen und vor allem ästhetischen Optionen, die in den 20er Jahren miteinander konkurrierten. Wenn sich Wirklichkeit nämlich

²⁵ Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 67f.

²⁶ Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 24.

in verschiedene kontextuelle Wirklichkeiten vervielfältigt und damit der Möglichkeitshorizont ins Unabsehbare geöffnet wird weil ständig alles möglich zu sein scheint, dann verleiht die Diagnose der normativen Leere und ›tabula rasa‹ unter der Voraussetzung der selbstverständlichen Wünschbarkeit der einen homogenen Wirklichkeit nicht nur im Ästhetischen, sondern auch im Politischen dezisionistischen Handlungskonzepten mit totalem Gestaltungsanspruch eine unwiderstehliche Plausibilität. Daher das hitzige Pathos der Entscheidung, welches das klassisch-moderne Szenario durchzieht.

Gerade weil nichts mehr festgelegt war, konnte schließlich Neues erprobt werden und ist ja auch erprobt worden. Aber bemerkenswert und kennzeichnend gerade für die Avantgarden dieser Epoche ist, daß ihre Akteure keineswegs darauf abonniert waren, stets das Offene zu suchen. Die Offenheit der Situation wurde vielmehr als Übergangszustand betrachtet, der beendet werden mußte und auch selbstmächtig beendet werden könnte, notfalls – und es war in der Wahrnehmung der Zeitgenossen äußerster Notfall, eben »Ausnahmestand« – mit Gewalt. Und was später als Ambivalenz zwischen einem Streben ins Offene und dem gleichzeitigen Willen zu Totalisierungen betrachtet werden sollte, ist doch so ambivalent nicht gewesen. Denn der »Ausnahmestand« durchgreifender, das gesamte Selbst- und Weltverhältnis der Individuen erfassender und bestimmender Kontingenz – darin war man sich quer durch die politischen Lager hindurch einig – mußte beseitigt werden. Und deshalb war die konstruktivistische Freiheit jetzt von vorneherein auf den Versuch finalisiert, die Kontingenz zu ihrer vollständigen Aufhebung zu nutzen.

Den Ermöglichungsnexus dieser für das 20. Jahrhundert strategisch höchst folgenreichen Finalisierung, hat wiederum Lukács wohl am klarsten ausgedrückt. Die Neuzeit, charakterisierte er die Ambivalenz, wenn nicht die fundamentale Widersprüchlichkeit der Epoche, sei ein »Zeitalter, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat«. ²⁷ Das war allerdings nicht nur analytisch gemeint und charakterisiert keineswegs nur die innere Rationalität der ästhetischen Entwürfe, die »erschaffene Totalitäten« waren, sondern ebenso die der sozialphilosophischen, deren marxistische Aktualisierung ebenfalls Lukács entscheidend mitbestimmte. ²⁸ »Durch die Spezialisierung der Leistung«, erklärte er 1923, »geht jedes Bild des Ganzen verloren. Und da das Bedürfnis nach einer – wenigstens erkenntnismäßigen – Erfassung des Ganzen dennoch nicht aussterben kann, entsteht der Eindruck und der Vorwurf, als habe die ebenfalls auf diese Weise arbeitende, d.h. ebenfalls in dieser Unmittelbarkeit steckenbleibende Wissenschaft die Totalität der Wirklichkeit in Stücke gerissen, über ihre Spezialisie-

²⁷ Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 30.

²⁸ Lukács, *Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 29.

rung den Blick für das Ganze verloren.«²⁹ Das war gegen Webers scheinbare Affirmation des fortschreitenden Spezialisierungs-, Intellektualisierungs- und Entzauberungsprozesses gemünzt, gegen den Lukács marxistisch den »Gesichtspunkt der Totalität« setzte.³⁰ Bei Benn hieß die kritische Erwartungsformel »unbezweifelbare Wirklichkeit«, bei Kracauer »erfüllter Raum der durch einen höchsten transzendenten Sinn überdachten Wirklichkeit«, Benjamin bestimmte diese Wirklichkeitsqualität später als »Aura«, als unwillkürliche, also intentional nicht evozierbare Präsenz von Sinn, deren letztes materielles Substrat das bürgerliche Kunstwerk gewesen sei.³¹ Entsprechend lautete seine Forderung 1917 an die »gegenwärtige Philosophie«, gegen die neukantianistische Reduktion der Erfahrung auf die bloße »Gegenstandswelt« gewendet: die Stiftung einer neuen »konkreten Totalität von Erfahrung«, nämlich »Religion«.³² 1936 aber, im Kontext seiner Medientheorie: Aufgabe der »neuen Kunst«, also des Films als nicht-auratischem Kunstwerk sei, den »menschlichen Wahrnehmungsapparat« in die modernen technisch-artifiziellen Wirklichkeiten einzuüben und so den ontologischen Grund dieser modernen Wirklichkeiten aufzuzeigen, eben das, »was an ihnen Natur ist«.³³

Nicht zuletzt hieraus werden die verschiedenen avantgardistischen Versuche einsichtig, zu elementaren Dimensionen der Phänomene vorzudringen – besonders in der Malerei und der Architektur, die in den 20er Jahren die Reduktion der Gestaltungselemente bis zu den geometrischen Grundformen vorantrieben. Piet Mondrians Modelle universaler Harmonien waren Medien einer »neuen Realität«; Walter Gropius leitete die Idee des Bauhauses emphatisch aus dem »Gedanken an eine neue Welteinheit« ab, »die den absoluten Ausgleich aller gegensätzlichen Spannungen in sich birgt«, und für Le Corbusier schuf der Architekt »den Maßstab für eine Ordnung, die man als im Einklang mit der Weltordnung empfindet«.³⁴ Das war es, was hinter dem pathetischen Topos der Vereinigung, der Verschmelzung von Kunst und Leben stand, der die ästhetischen Avantgarden der Klassischen Moderne geradezu elektrisierte und auf die Orga-

²⁹ Vgl. Lukács, Georg, »Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats«, in: Ders., *Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik*, Darmstadt/Neuwied 1970, S. 170-355, hier S. 199.

³⁰ Lukács, »Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats« [wie Anm. 29], S. 272 et passim. Vgl. Weber, *Wissenschaft als Beruf* [wie Anm. 6], S. 311ff..

³¹ Benjamin, Walter, »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I.2, Frankfurt/M. 1974, S. 431-469, hier S. 437ff.

³² Benjamin, Walter, »Über das Programm der kommenden Philosophie«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. II.1, Frankfurt/M. 1977, S. 157-171, hier S. 170.

³³ Benjamin, Walter, »Das Passagen-Werk«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V.1, Frankfurt/M. 1982, S. 500.

³⁴ Mondrian, Piet, »Plastic Art and Pure Plastic Art«, in: Walter Hess (Hg.), *Dokumente zum Verständnis der modernen Malerei*, Reinbek 1956 [1937], S. 100-105, hier S. 102; Gropius, Walter, »Idee und Aufbau des staatlichen Bauhauses«, in: Ders., *Die neue Architektur und das Bauhaus*. Mainz 1965 [1923], S. 28-61, hier S. 28. Le Corbusier: 1922 – *Ausblick auf eine Architektur*. Braunschweig/Wiesbaden 1984 [1922], S. 21.

nisierung des Lebens nach ästhetischen Prinzipien zielte.³⁵ Mondrian erklärte später noch in diesem Sinne paradigmatisch: »In Zukunft wird die Verwirklichung des reinen Gestaltungsausdrucks in der greifbaren Realität unserer Umwelt das Kunstwerk ersetzen«, sodaß »wir keine Bilder und Skulpturen mehr nötig haben« werden, »weil wir in verwirklichter Kunst leben. Kunst wird verschwinden in dem Maße, als das Leben selbst an Gleichgewicht gewinnt.«³⁶ Effekt dieser Verwirklichung der Kunst im Leben sollte »der *geistige* Wiederaufbau Europas« sein, wie Theo van Doesburg 1923 erklärte.³⁷ Aber wirklich brisant wurden die Versuche selbstmächtiger Totalitätsstiftung in der politischen Theorie, wo Schmitt, der den ästhetischen Versuchen, eine neue Wirklichkeit zu schaffen, auf den ersten Blick so fern zu sein scheint, das »Gesetz der Avantgarde«, wie man mit einer späteren Formel Helmuth Plessners sagen kann, eben die Dialektik von Destruktion und Konstruktion, auf nicht nur theoretisch höchst folgenreiche Weise konzeptualisiert hat.³⁸

Schmitt hat das Problem juristisch als Ordnungsproblem gefaßt und aus der krisenhaften Offenheit der Situation die Möglichkeit und die Notwendigkeit souveräner ordnungsstiftender Entscheidung abgeleitet – freilich nicht nur mit Blick auf rechtstheoretische Fragen. Denn seine Metaphysik der Deziision hatte einen durchaus handlungstheoretisch-systematischen Anspruch. Und später dann barbarische politische Konsequenzen. »Die Ausnahme ist das nicht Subsumierbare; sie entzieht sich der generellen Fassung«, hatte er erklärt. Denn im Ausnahmefall werde die Norm »vernichtet«. Jede Norm setze aber eine »normale Situation« voraus, sie »braucht ein homogenes Medium«, denn »es gibt keine Norm, die auf ein Chaos anwendbar wäre«.³⁹ Folglich müsse das Chaos durch den definitiven rechts- und ordnungsstiftenden Entscheidungsakt einer souveränen, also über der Rechtsordnung stehenden Instanz und ihre »politische Tat« beseitigt werden.⁴⁰ Ziel dieser »politischen Tat« war die Schaffung von

³⁵ Daß diese avantgardistischen Versuche, eine neue Wirklichkeit zu stiften, ausgerechnet in die Herausbildung der modernen Massenkultur mündeten, ist übrigens nicht die ironische, sondern die logische Konsequenz dieses Programms. Dazu vgl. Michael Makropoulos: »Aspekte massenkultureller Vergesellschaftung«, in: *Mittelweg* 36, 13 (2004), S. 65-86, bes. S. 78ff.

³⁶ Vgl. z.B. Mondrian, »Plastic Art and Pure Plastic Art« [wie Anm. 34], S. 103.

³⁷ Doesburg, Theo van, »Der Wille zum Stil«, in: Hagen Bächler/Herbert Letsch (Hg.), *De Stijl, Schriften und Manifeste*, Leipzig und Weimar 1984, S.163-179, hier S. 178.

³⁸ Plessner, Helmuth, »Über die gesellschaftlichen Bedingungen der modernen Malerei«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. X, Frankfurt/M. 1985 [1965], S. 265-284, hier S. 270.

³⁹ Schmitt, *Politische Theologie* [wie Anm. 9], S. 19f.

⁴⁰ Das las sich 1934, die Ermordung der SA-Führung beim sogenannten »Röhm-Putsch« legitimierend, dann so: »Der Führer (...) macht Ernst mit den Warnungen der deutschen Geschichte. Das gibt ihm das Recht und die Kraft, einen neuen Staat und eine neue Ordnung zu begründen. Der Führer schützt das Recht vor dem schlimmsten Mißbrauch, wenn er im Augenblick der Gefahr kraft seines Führertums als oberster Gerichtsherr unmittelbar Recht schafft. (...) In Wahrheit war die Tat des Führers echte Gerichtsbarkeit. Sie untersteht nicht der Justiz, sondern war selbst höchste Justiz.« Schmitt, Carl, »Der Führer schützt das Recht«, in: Ders., *Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar – Genf – Versailles 1923-1939*, Berlin 1988, S. 199-203, hier S. 199f.

»Form im substanziellen Sinne«. ⁴¹ Allerdings hat nicht nur Schmitt das Formproblem aufgeworfen. »Die Form ist die höchste Richterin des Lebens«, hatte Lukács mit bemerkenswerter juridischer Diktion schon 1911 in einem ästhetischen Essay erklärt. ⁴² Und Hofmannsthal sah 1927 eine »innere Gegenbewegung gegen jene Geistesumwälzung des sechzehnten Jahrhunderts« in vollem Gange, die in die »schrackenlose Orgie des weltlosen Ich« gemündet hatte, eine »konservative Revolution von einem Umfange, wie die europäische Geschichte ihn nicht kennt«, und deren inhaltsleere Essenz eben »Form« war, nämlich »eine neue deutsche Wirklichkeit, an der die ganze Nation teilnehmen könne«. ⁴³ Aber Schmitt hat dem Problem seine dezisionistische Zuspitzung gegeben, indem er die Möglichkeit der juristischen Form an das Subjekt der Entscheidung band und dessen Souveränität über das Kriterium der Handlungskompetenz im und über den Ausnahmezustand bestimmte. ⁴⁴

»Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet«, lautet Schmitts berühmte Definition der Souveränität. ⁴⁵ Allerdings ist sie nicht so eindeutig, wie sie prima vista zu sein scheint, und das mit Absicht. ⁴⁶ Souverän ist nämlich nach dieser Definition derjenige, der sowohl darüber entscheidet, »ob der extreme Notfall vorliegt, als auch darüber, was geschehen soll, um ihn zu beseitigen«. Er ist derjenige, der die »prinzipiell unbegrenzte Befugnis« zur »Suspendierung der gesamten bestehenden Ordnung hat«. ⁴⁷ Er ist aber auch derjenige, der Ordnung stiftet. Denn der Souverän »schafft und garantiert die Situation als Ganzes in ihrer Totalität. Er hat das Monopol dieser letzten Entscheidung«. Die Ordnung, so Schmitts geradezu konstruktivistische Prämisse, »muß hergestellt sein, damit die Rechtsordnung einen Sinn hat. Es muß eine normale Situation geschaffen werden, und souverän ist derjenige, der definitiv darüber entscheidet, ob dieser normale Zustand wirklich herrscht.« ⁴⁸ Voraussetzung dieser Ordnungstiftung war allerdings die vollständige Destruktion aller Reste der bisherigen Ordnung, eben die Schaffung jener »tabula rasa«, die dann wahrhaft Konstruktionsfeld sein konnte. Und das führt auf die andere Seite dieser ambivalenten Souveränitätsbestimmung zurück, eben die unbegrenzte Befugnis, die

⁴¹ Schmitt, *Politische Theologie* [wie Anm. 9], S. 36 bzw. zusammenfassend zum »Problem der juristischen Form« – und die strukturelle Analogie zur avantgardistischen »Form der ästhetischen Gestaltung, die eine Dezision nicht kennt«, verkennend – S. 46.

⁴² Lukács, Georg, »Metaphysik der Tragödie: Paul Ernst«, in: Ders., *Die Seele und die Formen, Essays*, Neuwied und Berlin 1971, S. 248.

⁴³ Hofmannsthal, »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« [wie Anm. 11], S. 409 bzw. 413.

⁴⁴ Vgl. Schmitt, *Politische Theologie* [wie Anm. 9], S. 46.

⁴⁵ Schmitt, *Politische Theologie* [wie Anm. 9], S. 11.

⁴⁶ Geradezu ein Fanatiker sprachlicher Präzision, war Schmitt davon überzeugt, daß »oft schon der erste Satz über das Schicksal einer Veröffentlichung entscheidet«. So Schmitt, Carl, *Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien*, Berlin 1987, S. 13.

⁴⁷ Schmitt, *Politische Theologie* [wie Anm. 9], S. 12f. bzw. 18.

⁴⁸ Schmitt, *Politische Theologie* [wie Anm. 9], S. 20.

gesamte bestehende Ordnung durch die Deklaration des Ausnahmezustandes zu suspendieren.

IV.

Was Schmitt als Voraussetzung von »Form im substanziellen Sinne« juristisch begründete – und politisch finalisierte –, war für Benjamin, der schon 1924 kritisch darauf Bezug genommen hatte, das allgemeine Modell moderner ästhetischer Subjektivität und die konzeptuelle Bedingung für die Möglichkeit ihrer demiurgischen Variante, die die Avantgarden der Klassischen Moderne prägte.⁴⁹ Benjamins allgemeine kunstsoziologische These, die sich durch seine Arbeiten der 20er und 30er Jahre zog, war, daß die Figur des modernen Künstlers, den er entschieden als konstruierenden Allegoriker verstand, mit dem Konzept des souveränen Subjekts korrespondierte, das die Wirklichkeitszertrümmerung, die es radikalisierte, abfangen und am Ende selbstmächtig kompensieren könne. Und genau dagegen setzte er, das Konzept der Totalisierung über dessen eigene Grenze hinausführend, jene Kritik an, in der er die bodenlose Kontingenz aufzeigte, die allen Totalitätskonstruktionen anhaftete, die Produkte souveräner ästhetischer oder politischer Akte sein sollten. Wenn nämlich diese Konstruktionen von Totalität in selbstmächtiger Subjektivität begründet waren und nur begründet werden konnten, waren sie nicht nur ihrerseits kontingent, sondern auch in Kontingentem fundiert: sie waren Produkte subjektiver Willkür. Zu einer Reduktion oder gar Eliminierung von Kontingenz führten sie gerade nicht, sondern steigerten sie ins Unabsehbare.⁵⁰ Und daran änderte sich auch dann nichts, wenn die Authentizität des totalitätsstiftenden Subjekts ontologisiert wurde, wie er für die autonome Kunst bis hin zur konstruktivistischen Abstraktion behauptete. Selbst wenn auf diese Weise tatsächlich eine Wirklichkeit von nahezu definitiver Qualität hervorgebracht würde, bliebe sie doch stets eine subjektiv gesetzte und damit kontingente. Das war freilich nicht nur grundsätzliche Kritik an Schmitts Dezisionismus, und es war auch mehr als nur die entschiedene Ablehnung aller modernen Konzepte ästhetischer Subjektivität samt ihrer Verlängerungen ins Politische, die seit der Frühromantik dem Künstler das Privileg zusprechen, die letzte kohärenzstiftende Instanz zu sein. Benjamin hat darin zurecht die Theologie am Werk gesehen. Es war weit darüber hinaus auch die radikale Infragestellung des neuzeitlich-aufklärerischen Konzepts selbstmächtiger Subjektivität überhaupt. Denn selbstmächtige Subjektivität steigert Kontingenz, statt sie zu reduzieren, weil sie in nichts anderem fundiert ist, als in sich

⁴⁹ Vgl. Benjamin, Walter, »Ursprung des deutschen Trauerspiels«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I.1, Frankfurt/M. 1974, S. 203-430, bes. S. 238-278.

⁵⁰ Vgl. Makropoulos, Michael, *Modernität als ontologischer Ausnahmezustand? Walter Benjamins Theorie der Moderne*, München 1989, S. 28ff.

selbst.⁵¹ Deshalb setzte Benjamin weder auf Totalitätskonstruktionen, noch auf Avantgardekonzepte, sondern darauf, mithilfe der neuen Kunst, also des Films, die modernen Wirklichkeiten nicht abzuweisen, sondern die menschliche Wahrnehmung in die neuen – technisierten und darin irreduzibel artifiziellen – Wirklichkeiten der Moderne einzuüben und am Ende aus ihnen den Funken lebensweltlicher Evidenz zu schlagen: »Der Film dient«, erklärte Benjamin 1936, »den Menschen in denjenigen neuen Apperzeptionen und Reaktionen zu üben, die der Umgang mit einer Apparatur bedingt, deren Rolle in seinem Leben fast täglich zunimmt. Die ungeheure technische Apparatur unserer Zeit zum Gegenstände der menschlichen Innervation zu machen – das ist die geschichtliche Aufgabe, in deren Dienst der Film seinen wahren Sinn hat.«⁵²

Benjamin sah im Film, der das damalige Leitmedium einer massenkulturellen Ästhetisierung der gesellschaftlichen Wirklichkeit war, die funktionelle Matrix, die die artifiziellen Wirklichkeiten der Moderne gerade dadurch zur Lebenswelt werden ließ, daß sie die ästhetische Erfahrung der Individuen auf diese neuen Wirklichkeiten ausrichtet. Denn sein konstitutiv technisches Prinzip der beschleunigten Montage, vor allem aber die geradezu körperlich-taktile Wirkung seiner Bilder, übe die menschliche Wahrnehmung in die Struktur dieser neuen Wirklichkeiten ein. Aber das Problem der Inevidenz und Komplexität moderner Wirklichkeiten war damit keineswegs gelöst, wenn man, wie Robert Musil, die Frage der prinzipiellen Nichtfinalisierbarkeit des historischen Geschehens daraus ableitete. »Am Land kommen die Götter noch zu den Menschen«, dachte sein epochaler Romanheld, »man ist jemand und erlebt etwas, aber in der Stadt, wo es tausendmal so viel Erlebnisse gibt, ist man nicht mehr imstande, sie in Beziehung zu sich zu bringen: und so beginnt ja wohl das berüchtigte Abstraktwerden des Lebens.« Aber indem er das dachte, wußte er auch, daß es die Macht des Menschen tausendfach ausdehnt, und wenn es selbst im Einzelnen ihn zehnfach verdünnt, ihn im ganzen noch hundertfach vergrößert, und ein Rücktausch kam für ihn nicht ernsthaft in Frage.⁵³ Denn was den »Mann ohne Eigenschaften«, der sich nicht wirklich nach der Geborgenheit in der »erzählerischen Ordnung« mit ihrer Suggestion von »Notwendigkeit« sehnte, charakterisierte, war ein spezifisches Möglichkeitsbewußtsein, ein geradezu habitualisierter »Möglichkeitssinn«, der »die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt«.⁵⁴ »Möglichkeitssinn« war eine subjektive Disposition, die, mit einem Wort von Albrecht Schöne, den Konjunktiv zum

⁵¹ Vgl. Benjamin, »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« [wie Anm. 31], S. 441.

⁵² Vgl. ebd., S. 444f.

⁵³ Musil, Robert, *Der Mann ohne Eigenschaften. Gesammelte Werke*, Bd. 1, Reinbek 1978, S. 649.

⁵⁴ Ebd., S. 16.

»Modus der Existenz« machen wollte.⁵⁵ Wer den »Möglichkeitssinn« besitzt, »sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlage bemerkenswert sein können, und bedauerlicherweise lassen sie nicht selten das, was die Menschen bewundern, falsch erscheinen und das, was sie verbieten, als erlaubt und wohl auch beides als gleichgültig.«⁵⁶

Diese Indifferenz war freilich keine bloße Marotte seines fiktiven Helden, sondern hatte für Musil eine quasi-objektive Seite. »Ich glaube«, schrieb er 1921 mit der ihm eigenen Ironie in einem gegenwartskritischen Essay, »daß das seit 1914 Erlebte die meisten gelehrt haben wird, daß der Mensch ethisch nahezu etwas Gestaltloses, unerwartet Plastisches, zu allem Fähiges ist; Gutes und Böses schlagen bei ihm gleich weit aus, wie der Zeiger einer empfindlichen Waage. Es wird voraussichtlich damit noch ärger werden, und die Menschen werden den heute um sie gelegten, ohnedies halb ohnmächtigen ethischen Klammern immer mehr entgleiten.«⁵⁷ Deshalb war es für Musil durchaus »begreiflich«, wie er 1922 in einer pointierten Kritik des rationalistischen Projekts der Aufklärung meinte, »daß nach einem Fehlschlag des rational Konstruktiven ein Bedürfnis nach dem Irrationalen, nach Tatsachenfülle, nach Wirklichkeit folgt.«⁵⁸ Und zum Problem, das auch er vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs als Charakteristikum der historischen Situation betrachtete: »Es ist ein sehr aktuelles Gefühl von Zufall mit bei allem, was geschah. Es hieße den Glauben an die Notwendigkeit der Geschichte doch beträchtlich überspannen, wollte man in allen Entscheidungen, die wir erlebt haben, den Ausdruck einer einheitlichen Bedeutung sehn. Leicht vermag man hinterdrein im Versagen der deutschen Diplomatie oder Feldherrnkunst zum Beispiel eine Notwendigkeit zu erkennen; aber jeder weiß doch, daß es ebensogut auch anders hätte kommen können, und daß die Entscheidung oft an einem Haar hing. Es sieht beinahe aus, als ob das Geschehen gar nicht notwendig wäre, sondern die Notwendigkeit erst nachträglich duldete.« »Zufall«, schrieb Musil, und nicht »Kontingenz«. »Zufall, oder richtiger gesagt«, korrigierte er sich, »»ungesetzliche Notwendigkeit«, wo eins

⁵⁵ Schöne, Albrecht, »Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Musil«, in: Joost Schillemeit (Hg.), *Interpretationen*, Bd. III (Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil), Frankfurt/M. 1966, S. 290-318, hier S. 296.

⁵⁶ Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* [wie Anm. 53], S. 16.

⁵⁷ Musil, Robert, »Die Nation als Ideal und Wirklichkeit«, in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. II, Reinbek 1978, S. 1051-1075, hier S. 1072f.

⁵⁸ Musil, Robert, »Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste«, in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. II, Reinbek 1978, S. 1075-1094, hier S. 1082.

das andere gibt, nicht zufällig, aber doch in der durchreichenden Aneinanderkettung von keinem Gesetz beherrscht.« Oder noch anders: »Schlicht gesagt: Was man geschichtliche Notwendigkeit nennt, ist bekanntlich keine gesetzliche Notwendigkeit, wo zu einem bestimmten p ein bestimmtes v gehört, sondern es ist so notwendig, wie es Dinge sind, ›wo eins das andere gibt‹. Gesetze mögen schon dabei sein«, räumte er ein, »aber doch ist immer auch etwas dabei, das so nur einmal und diesmal da ist. Und nebenbei bemerkt, zu diesen einmaligen Tatsachen gehören zum Teil auch wir Menschen.«⁵⁹

Vielleicht am treffendsten hat Musil das, was man historische Kontingenz nennt und was noch stets geschichtsphilosophisch grundierte utopische Stillstellungsversuche provoziert hat, 1930 im Roman des Möglichkeitsmenschen beschrieben. »Das Gesetz der Weltgeschichte«, heißt es dort, »ist nichts anderes als der Staatsgrundsatz des ›Fortwurstelns‹ im alten Kakanien«, also der Donaumonarchie. »Kakanien war ein ungeheuer kluger Staat. Der Weg der Geschichte ist also nicht der eines Billardballs, der, einmal abgestoßen, eine bestimmte Bahn durchläuft, sondern er ähnelt dem Weg der Wolken, ähnelt dem Weg eines durch die Gassen Streichenden, der hier von einem Schatten, dort von einer Menschengruppe oder einer seltsamen Verschneidung von Häuserfronten abgelenkt wird und schließlich an eine Stelle gerät, die er weder gekannt hat, noch erreichen wollte. Es liegt im Verlauf der Weltgeschichte ein gewisses Sich-Verlaufen. Die Gegenwart ist immer wie das letzte Haus einer Stadt, das irgendwie nicht mehr ganz zu den Stadthäusern gehört.«⁶⁰ Entschieden wandte sich Musil gegen alle Versuche, historische und soziale Wirklichkeiten auf einen einzigen Grund oder einen einzigen Kausalnexus zurückzuführen. »In Wirklichkeit«, schrieb er 1922, »zerfließen die Ursachen schon bei den ersten Gliedern der Kette in eine unabsehbare Breite. Im Physischen haben wir uns geholfen (Funktionsbegriff). Im Geistigen sind wir ganz ohnmächtig. Die Intellektualität läßt uns im Stich. Aber nicht, weil der Intellekt seicht ist – als ob uns nicht auch alles andre im Stich ließe! – sondern weil wir nicht gearbeitet haben.«⁶¹

Was Musil also forderte, war funktionalistisches Denken auch in bezug auf soziale und kulturelle Phänomene. Genau das war aber in der dominierenden Problematisierung der Zeit ein deutlicher Indikator für das, was überwunden werden sollte, eben jene Gegenwart, in der sich die »Auflösung der Natur, Auflösung der Geschichte« manifestierte, weil »die alten Realitäten Raum und Zeit« bloße »Funktionen von Formeln«, weil »Gesundheit und Krankheit« bloße »Funktionen von Bewußtsein« geworden und weil schließlich »selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substantiell gar nicht mehr zu

⁵⁹ Musil: »Das hilflose Europa« [wie Anm. 58], S. 1077, 1081 u. 1078.

⁶⁰ Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* [wie Anm. 53], S. 361.

⁶¹ Musil, Robert, »Geist und Erfahrung«, in: Ders. *Gesammelte Werke*, Bd. II, Reinbek 1978, S. 1042-1059, hier S. 1056f.

fassen« waren, wie Benn die Situation beschrieben hat. Sehr anders dagegen Musil, der das »Chaos« auch konstatierte, und der trotzdem nicht auf geschichtsphilosophische Konzepte setzte und auch nicht auf neue ontologische Bindungen aus war, sondern vom »Prinzip des unzureichenden Grundes« ausging und dafür plädierte, die Situation als »Gesamtlaboratorium« zu betrachten, in dem »die besten Arten Mensch zu sein durchgeprobt und neue erfunden« werden sollten.⁶² Was allerdings einer flexibleren Ethik bedurfte: »Jedes ethische Geschehen«, schrieb er 1921 im Anschluß an seine Beschreibung der Folgen des Kriegserlebnisses, hat »›Seiten‹; nach der einen ist es gut, nach der anderen böß, nach einer dritten irgend etwas, von dem erst recht nicht feststeht, ob es gut oder böß ist. Gut erscheint nicht als Konstante, sondern als variable Funktion. Es ist einfach eine Schwerfälligkeit des Denkens, daß wir für diese Funktion noch keinen logischen Ausdruck gefunden haben, der dem Bedürfnis nach Eindeutigkeit genügt, ohne die Vieldeutigkeit der Tatsachen zu drücken; die Sittlichkeit wird so wenig an ihm zusammenbrechen wie die Mathematik daran gestorben ist, daß die gleiche Zahl das Quadrat zweier verschiedener Zahlen sein kann.«⁶³

V.

Musil war nicht der einzige, der die irreduzible Perspektivität der historischen Prozesse samt ihrer wirklichkeitskonstituierenden Deutungen konstatiert hat. Schließlich lag 1929 mit Karl Mannheims Wissenssoziologie der elaborierte Versuch vor, die Perspektivität moderner Wirklichkeiten mit der sozialen »Relationalität« des Diskurses, nämlich der »*Seinsgebundenheit des Denkens*«, in einer Weise zu konzeptualisieren, die durchaus mit den kontrafaktischen Totalitätserwartungen korrespondieren konnte, die nicht nur in den 20er Jahren gehegt wurden.⁶⁴ Allerdings ging es Mannheim nicht um eine Gesamtform moderner Gesellschaft im substanziellen Sinne, sondern um eine funktionelle Totalität, die der »Pluralität einander widersprechender Weltanschauungen« und »unversöhnlicher Denkstile« entsprach, die die Situation der »geistigen Krise« zu einer Situation der »unversöhnlichen Pluralität von Denkstilen« verschärfte, die jeweils »nicht bloß im Recht zu sein« beanspruchten, »sondern auch die gesellschaftliche und geistige Existenz ihrer Gegner zu vernichten« suchten.⁶⁵ Diese »Totalität«, erklärte Mannheim, »bedeutet Partikularsichten in sich aufnehmende, diese immer wieder sprengende Intention auf das Ganze, die sich schrittweise im natürlichen Prozeß des Erkennens erweitert und als Ziel nicht

⁶² Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* [wie Anm. 53], S. 152.

⁶³ Musil, »Die Nation als Ideal und Wirklichkeit« [wie Anm. 57], S. 1073.

⁶⁴ Mannheim, Karl, *Ideologie und Utopie*. Frankfurt/M. 1985, S. 71 bzw. 73.

⁶⁵ Ebd., S. 36 bzw. 35.

einen zeitlos geltenden Abschluß, sondern eine für uns mögliche maximale Erweiterung der Sicht ersehnt.« Dem entsprechend war die »Situationsorientierung«, die Mannheim anstrebte, nicht als »absolute, statische Synthese« konzipiert, sondern als historisch relative, dynamische Synthese »der jeweils vorhandenen partikularen Einsichten«. ⁶⁶ Es ging eben nicht um die definitive Schaffung einer homogenen Wirklichkeit im substantiellen Sinne, sondern um die situative Konstruktion eines »homogenen Mediums«, in dem sich die »widerstreitenden Kräfte messen können«. ⁶⁷ Denn »die Denkkrisis ist nicht die Krisis eines Standortes, sondern die Krisis einer Welt, die eine bestimmte denkerische Höhenstufe erreichte. Nicht Verarmung ist es, wenn wir eine Seins- und Denkverlegenheit immer klarer sehen, sondern eine unendliche Bereicherung«. ⁶⁸ Mannheims Positivierung der Pluralität läßt sich mühelos in die staatsrechtlichen Debatten der politischen Theorie verlängern. 1928 stellte Hermann Heller Schmitts Versuch, »soziale Homogenität« substantiell im existenziellen Verhältnis von Freund und Feind zu begründen, eine historisch-materielle Konzeption »sozialer Homogenität« entgegen, die er aus der »gesellig-ungeselligen Natur des Menschen« ableitete, nämlich »seinen beiden Wesenseigenschaften der Verschiedenheit und Gesellschaftlichkeit«. Gesellschaftlichkeit war für Heller dabei »niemals bloß eine Gemeinschaft natürlicher Art, sondern stets auch die geistige Entscheidung«, die logischerweise stets auch anders hätte getroffen werden können. Heller insistierte geradezu auf der »ewig antagonistischen Struktur der menschlichen Gesellschaft« und betonte das essentiell Dynamische und damit stets Historische aller Sozialität. »Soziale Homogenität«, schrieb er, könne »niemals Aufhebung der notwendig antagonistischen Gesellschaftsstruktur bedeuten«, und adäquat realisierbar sei sie überhaupt nur in der Demokratie, deren Spezifikum »in der genossenschaftlichen Bestellung und in der magistratischen, nicht souveränen Stellung ihrer Repräsentanten« bestehe. ⁶⁹ Was Heller damit nicht nur gegen Schmitt – dessen direkter Kontrahent er 1932 als Vertreter der SPD-Fraktion im Preußischen Landtag vor dem Leipziger Reichsgericht im Prozeß um die Rechtmäßigkeit der Außerkraftsetzung des Parlaments durch Reichskanzler von Papen war –, sondern auch gegen Teile der eigenen Sozialdemokratischen Partei konzipierte, war der Versuch, soziale Kontingenzen zu verwalten statt sie zu beseitigen. Auch für Heller war die Frage der Form zentral, aber sie war weder in einer einzigen, souverän gesetzten formgebenden Konstruktion fundiert, noch aus Transzendenter abgeleitet. Ebenso war auch für ihn die Souveränität unverzichtbar, aber sie war es doch in einer auffallend formalen und gerade nicht auf personale Autorität ausgerichteten Weise – die im übrigen stets ein »Element

⁶⁶ Ebd., S. 93 bzw. 136f.

⁶⁷ Ebd., S. 136.

⁶⁸ Ebd., S. 92.

⁶⁹ Heller, Hermann, »Politische Demokratie und soziale Homogenität«, in: Ders., *Schriften*, Bd. II, Leiden 1971, S. 421-433, hier S. 424, 428 u. 426. Vgl. Schmitt, *Der Begriff des Politischen* [wie Anm. 46], S. 26ff.

der Unsicherheit und persönlichen Unberechenbarkeit« enthielt und deshalb strukturell zur Willkür, also zur dezisionistischen Kontingenz tendierte, wodurch ihre staatliche Form, die Diktatur, »nur die politische Erscheinungsform der gesellschaftlichen Anarchie« war.⁷⁰ »Souverän nennen wir«, so Heller 1927, »jene Entscheidungseinheit, die keiner anderen universalen Entscheidungseinheit untergeordnet ist«. ⁷¹ Deshalb war die Idee der Volkssouveränität für ihn keineswegs so unhaltbar, wie sie denjenigen erscheinen mochte, die – wie Schmitt – die prinzipielle Unmöglichkeit immanent-gesellschaftlicher Rechtsgenese behaupteten. Staatssouveränität war für Heller vielmehr gerade dadurch notwendigerweise an Volkssouveränität gebunden, weil sie nur in der wertmäßigen Willensvereinigung verschiedener, wenn nicht antagonistischer Lebensformen in einer »Gebietsgesellschaft«, also einer territorial bestimmten nationalen Gesamtheit fundierbar war. Denn »das Wesen des Politischen besteht eben in der Vereinheitlichung des Willens einer aus Vielen bestehenden Gebietsgesellschaft«. ⁷² Gegen die Willkür des Primats der Staatsgewalt – und das heißt: gegen die Diktatur – konzipierte Heller die politische Einheit weder über ihre Konturierung im Rekurs auf ein potentiell konfliktträchtiges Außenverhältnis noch über ihre transzendent-autoritative Setzung, sondern über die vollständig immanent-kommunikative Genese und Selbstbegründung politischer Einheit.

Daß in den 20er Jahren eine strategische Dichotomisierung des Diskurses über Modernität entstand, die im Verlauf der Klassischen Moderne schlicht unvereinbare Wirklichkeitserwartungen und ihnen entsprechende theoretisch-praktische Lösungskonzepte gegeneinanderstellte, mag endlich an einer letzten Gegenüberstellung deutlich werden. Man lebte im Zeitalter der »transzendentalen Obdachlosigkeit«, hatte Lukács erklärt. Oder wie seine andere Wendung lautete, die dann wahrhaft Epoche machen sollte: Man lebte im Zeitalter der »transzendentalen Heimatlosigkeit«. ⁷³ Aber man blieb geradezu fixiert auf die seinsnotwendige Weltheimat und sehnte sie geschichtsphilosophisch herbei. Auch für Helmuth Plessner war es keine Frage, daß moderne Gesellschaft ausgesprochen problematisch war, und daß die »Hemmungslosigkeit und Restlosigkeit«, mit der »die Rationalisierung sich durchsetzen wolle«, wie er 1924 schrieb, zu einer »entgeisteten Wirklichkeit« geführt hatte, die jetzt »purer Stoff, Hemmung, sinnloses Hindernis« geworden war. ⁷⁴ Und wie Lukács, für den »kontingente Welt und problematisches Individuum« geradezu zwingend »einander wechselseitig bedingende Wirklichkeiten« waren, meinte 1928 auch Plessner, daß das »Bewußtsein der Individualität des eigenen Seins und der

⁷⁰ Heller, Hermann, *Rechtsstaat oder Diktatur?*, Tübingen 1930, S. 6 bzw. 18.

⁷¹ Heller, Hermann, *Die Souveränität. Ein Beitrag zur Theorie des Staats- und Völkerrechts*, Berlin und Leipzig 1927, S. 43.

⁷² Heller, *Rechtsstaat oder Diktatur?* [wie Anm. 70], S. 21.

⁷³ Lukács, *Die Theorie des Romans* [wie Anm. 5], S. 32 bzw. 67.

⁷⁴ Plessner, Helmuth, »Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, Frankfurt/M. 1981, S. 7-33, hier S. 17f.

Welt«, und das »Bewußtsein der Kontingenz dieser Gesamtrealität« schlechthin »notwendig miteinander gegeben« seien und einander »forderten«. Wie für viele andere, folgte auch für Plessner aus dieser Lage zwingend – nämlich »wesenskorrelativ« zur »exzentrischen Positionsform« des Menschen – die »Idee des Weltgrundes«, die »Idee des Absoluten«. Und als er auch eine »neue Wirklichkeit und ein altes Absolutes«, wie Benn und Kracauer, fügte Plessner dieser anthropologischen Begründung der Annahme eines Weltgrundes hinzu, »diese Idee aufgeben«, heiße überhaupt »die Idee der Einen Welt aufgeben«, der Einen Wirklichkeit. »Atheismus« sei schließlich »leichter gesagt als getan«. ⁷⁵ Doch was sich wie die anthropologische Fundierung des klassisch-modernen Mainstreams ausnimmt, war nur Plessners Vorbereitung einer anderen Position, die in ihren zentralen Passagen bis in die einzelne Formulierung hinein geradezu das Gegenteil von Lukács' Position markiert.

»Und doch«, setzte Plessner gegen den Monismus, den er gerade anthropologisch abgeleitet hatte, »vermag der Mensch diesen Gedanken zu denken«, nämlich »den Gedanken des Pluralismus«. Und die conclusio seiner Anthropologie wandte sich entschieden gegen die geschichtsphilosophischen Verfallskonzepte samt ihrer theoriegewordenen Trauer um den Verlust des einen Sinns und der einen unbezweifelbaren oder wenigstens unbezweifelten Wirklichkeit, exponierte nicht die moderne »transzendente«, sondern die »konstitutive Heimatlosigkeit« des Menschen und leitete sie aus der »Exzentrizität seiner Lebensform, seinem Stehen im Nirgendwo« ab. ⁷⁶ Plessner stellte seinen anthropologischen Entwurf damit nicht nur kategorisch gegen die Heimatempfindung, sondern gegen das ganze Repertoire positiver Erwartungsbegriffe im Diskurs der klassischen Moderne, indem er hier die radikale Gegenposition dazu formulierte: »Letzte Bindung und Einordnung, den Ort seines Lebens und seines Todes, Geborgenheit, Versöhnung mit dem Schicksal, Deutung der Wirklichkeit, Heimat schenkt nur Religion.« Und deutlicher noch, als ob es dessen noch bedurfte: »Wer nach Hause will, in die Heimat, in die Geborgenheit, muß sich dem Glauben zum Opfer bringen. Wer es aber mit dem Geist hält, kehrt nicht zurück.« ⁷⁷

Dieses Plädoyer für den Geist erinnert zunächst sehr an Weber, der dem »Opfer des Intellekts« den illusionslosen Blick ins banale Antlitz der entzauberten Welt entgegengesetzt hatte und am Ende Goethes Maxime erneuerte, »der ›Forderung des Tages‹ gerecht« zu werden. ⁷⁸ Aber als habe er Webers skeptische Position, die diesen in Kracauers Perspektive zum Prototyp des »intellektuellen Desperado« werden ließ, anthropologisch ins Positive wenden wollen,

⁷⁵ Plessner, Helmuth, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Gesammelte Schriften*. Bd. IV. Frankfurt/M. 1981, S. 423f.

⁷⁶ Ebd., S. 383 bzw. S.424.

⁷⁷ Ebd., S. 419f.

⁷⁸ Weber, *Wissenschaft als Beruf* [wie Anm. 6], S. 45.

spitzte Plessner seine eigene noch emphatisch ins Offene zu.⁷⁹ »Ein Weltall«, betonte er abschließend, »läßt sich nur glauben. Und solange er glaubt, geht der Mensch ›immer nach Hause‹. Nur für den Glauben gibt es die ›gute‹, kreisförmige Unendlichkeit, die Rückkehr der Dinge aus ihrem absoluten Anderssein. Der Geist aber weist Mensch und Dinge von sich fort und über sich hinaus. Sein Zeichen ist die Gerade endloser Unendlichkeit. Sein Element ist die Zukunft. Er zerstört den Weltkreis und tut uns wie der Christus des Marcion die selige Fremde auf.«⁸⁰ Radikale Theorie, wie sie das modernitätskritische Intellektuellenszenario der 20er Jahre prägte und den Möglichkeitshorizont klassischer Modernität vom Äußersten her markiert, war am Ende auch das. Aber sie stand am anderen Pol des klassisch-modernen Diskurses über Modernität und spielte die Möglichkeitsoffenheit mit Nachdruck gegen die Erwartung, wenn nicht die Sehnsucht nach definitiv bindender Wirklichkeit und ihren Impuls zur Totalisierung aus. Deshalb war Plessners »selige Fremde« auch keine Gegenutopie – sie war überhaupt keine Utopie. »Diesseits der Utopie«, die noch in jeder ihrer Varianten etwas Diktatorisches hatte, signalisierte sie vielmehr ein bestimmtes Selbst- und Weltverhältnis, keinen Ort, sondern eine Disposition, und so nicht einfach das Andere, sondern einen bestimmten Modus des Eigenen.⁸¹ »Denn das Fremde«, schrieb er 1931, »ist das Eigene, Vertraute und Heimliche im Anderen und als das Andere«, und eben darum »das Unheimliche.« Der Mensch »sieht ›sich‹« schließlich »nicht nur in seinem Hier, sondern auch im Dort des Anderen. Die Sphäre der Vertrautheit ist also nicht von ›Natur‹ begrenzt und erstreckt sich (gleichsam außergeschichtlich) bis zu einer gewissen Grenze, sondern sie ist offen und erschließt ihm dadurch die Unheimlichkeit des Anderen in der unbegreiflichen Verschränkung des Eigenen mit dem Anderen. Von dieser Unheimlichkeit kommt der Mensch nicht einmal durch die Humanitätskonzeption los.«⁸²

Das Unheimliche war dabei zunächst das Bedrohliche, das Vertraute in Frage stellt und nicht selten in einem existenziellen Sinne negiert. Plessner näherte sich hier Schmitt, der 1928 die Freund-Feind-Relation zum »spezifisch politischen« Kriterium machte und diese in der irreduziblen existenziellen Alterität und potentiellen Hostilität des Fremden begründete.⁸³ Aber das Unheimliche geht in Plessners Formulierung nicht restlos im Bedrohlichen auf und signali-

⁷⁹ Kracauer, Siegfried, »Die Wartenden«, in: Ders., *Schriften*, Bd. 5.1, Frankfurt/M. 1990 [1922], S. 160-170, hier S. 168.

⁸⁰ Plessner, *Die Stufen des Organischen und der Mensch* [wie Anm. 75], S. 424. Die Formulierung entlehnte Plessner bei Harnack, Adolf von, *Marcion. Das Evangelium vom fremden Gott*, Leipzig 1924, S. 141.

⁸¹ Plessner, Helmuth, *Diesseits der Utopie. Ausgewählte Beiträge zur Kulturosoziologie*, Frankfurt/M. 1974 (1966).

⁸² Plessner, Helmuth, »Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht«, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, Frankfurt/M. 1981, S. 135-234, hier S. 193.

⁸³ Schmitt, *Der Begriff des Politischen* [wie Anm. 46], S. 27.

siert damit nicht nur eine erhebliche Differenz zu Schmitt, sondern auch die Besonderheit seiner eigenen Konzeption. Denn das Unheimliche entstand aus der unabweisbaren Relativität der vertrauten Selbstkonstitution. Es war der Modus einer anthropologischen Verfassung, in der sich der Mensch als konstitutiv »weltoffen«, als »offene Frage« und damit als »Macht« verstand. Und die führte stets zur »Freigabe des Horizonts des eigenen Menschentums auf einen Wettbewerb mit den anderen Möglichkeiten des Menschseins«. ⁸⁴ Die Situation des Menschen war damit für Plessner konstitutiv die »ontologische Zweideutigkeit«, die »Daseinslage der offenen Immanenz«, an der sich die prinzipielle »Unergründlichkeit des Lebens« erwies. ⁸⁵ »Exzentrische Lebensform« war eben ein »Stehen im Nirgendwo«. Und deshalb war es auch verfehlt, die neuzeitliche »Verunsicherung des ontologischen Standorts des Menschen«, wie er den historischen Vorgang später nannte, in einem Urgrund abfangen zu wollen, der lebensphilosophisch gegen die fortschreitende Ausbreitung technisch-artifizieller Lebenswelten gelegt wurde. ⁸⁶ Denn die ontologische Ambivalenz war unauflöslich an den »doppeldeutigen Charakter des Psychischen« gebunden, der stets »zur Fixierung hin und von der Fixierung fort« drängte und so der »Ungrundcharakter« schlechthin war. ⁸⁷ Das war allerdings sehr positiv gemeint. Schließlich kam »in den Aussagen über die Unfaßbarkeit des Lebens und die Unerschöpflichkeit menschlichen Könnens«, wie er 1931 mit Bezug auf die naturwissenschaftliche Avantgarde der Zeit programmatisch formulierte, »nicht ein Denken« zum Ausdruck, »das in Form negativer Grenzbegriffe asymptotische Anשמiegung an das Leben sucht«, sondern »eine sehr positive Haltung im Leben zum Leben, die um seiner selber willen die Unbestimmtheitsrelation zu sich einnimmt«, und das Leben in jenem unvollständig determinierten Bereich situiert, der Realitäten generiert, die – wie Werner Heisenberg später formulierte –, »etwa in der Mitte zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit stehen«, Realitäten also, die ontologisch unbestimmt sind und dies auch bleiben. ⁸⁸

VI.

Auch wenn dieses Spektrum intellektueller Akteure selektiv ist, lassen sich im Koordinatensystem der Kontingenzsemantik einige diskursgeschichtliche Folgerungen aus der Gegensätzlichkeit ihrer Konzepte der Moderne ziehen. Die

⁸⁴ Plessner, »Macht und menschliche Natur« [wie Anm. 82], S. 191 bzw. 193.

⁸⁵ Ebd., S. 188.

⁸⁶ Plessner, »Über die gesellschaftlichen Bedingungen der modernen Malerei« [wie Anm. 38], S. 373.

⁸⁷ Plessner, »Grenzen der Gemeinschaft« [wie Anm. 74], S. 62.

⁸⁸ Plessner, »Macht und menschliche Natur« [wie Anm. 82], S. 188; Heisenberg, Werner, »Die Geschichte der Quantentheorie«, in: Ders., *Quantentheorie und Philosophie, Vorlesungen und Aufsätze*, Stuttgart 1979, S. 3-21, hier S. 18.

Selbstverständlichkeit, mit der ontologische Bindungen als seinsnotwendig vorausgesetzt und definitive Qualitäten in einer homogenen Wirklichkeit erwartet wurden, legte die prominenten – und weithin die spätere Wahrnehmung der Epoche dominierenden – Tendenzen im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne auf Problemstellungen und Lösungskonzepte fest, die mit Modernität von Anfang an kollidieren mußten. Wo die Wirklichkeit als Trümmerfeld erfahren, Heterogenität als verlorene Kohärenz gedeutet, Pluralität als nivellierende, entwertende, alle Qualitäten vernichtende Relativität bestimmt und die Situation schließlich als »transzendente Heimatlosigkeit« in einer »kontingenten Welt« begriffen wird, da geht es konsequenterweise darum, eine sinnhafte Ordnung in die Wirklichkeit und eine definitive Finalität in die Geschichte zu setzen. Es geht darum, Kontingenz aufzuheben oder doch so weit zu marginalisieren, daß sie zu einer *quantité négligeable* würde. In diesem Horizont stehen nicht nur die geschichtsphilosophischen Kulturkritiken und die avantgardistischen Konstruktionen einer neuen ästhetischen oder politischen Einheit der Wirklichkeit, sondern auch die extremistische Forcierung der Homogenitätserwartung zur totalitären Verwirklichung einer transhistorisch-»substantiellen« Begründung des Politischen und des Staats als seiner rechtlichen Form, wie sie 1933 dann in Deutschland mit aller Gewalt gegen dessen historisch-materielle Begründung in die Wege geleitet wurde.⁸⁹ Aber »nirgends, es sei denn in absoluten Autokratien«, erklärte Plessner 1921 als antwortete er vor der Zeit auf Benns Diktum von 1933, »ist der Staat eine Substanz. Nach moderner Auffassung ist er wesentlich Leistung«.⁹⁰

Die verschiedenen Optionen der dominierenden Seite im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne konvergieren in der Strategie der Kontingenzaufhebung – trotz ihrer feldspezifisch-inhaltlichen Unterschiede und ihrer unveröhnlichen politischen Differenzen. Anders gesagt – und gegen ihre positionalen Selbstdeutungen expliziert –: Zwischen den verschiedenen politischen, sozialen, philosophischen und ästhetischen Konzepten dieser Tendenz klassischer Modernität gibt es Kongruenzen, die ihre je besonderen Problemstellungen und Lösungskonzeptionen strukturell gleichartig formieren – Kongruenzen, die nicht erst im Stadium ihrer ideologischen Zuspitzung entstanden, sondern schon der diskursiven Tiefenstruktur dieser Konzepte anhafteten.⁹¹ Deshalb sind die

⁸⁹ Zur politisch-ästhetischen Setzung neuer »substantieller« Kohärenz vgl. an einem scheinbar marginalen Beispiel vgl. Makropoulos, Michael, »Die infrastrukturelle Konstruktion der ›Volksgemeinschaft‹. Aspekte des Autobahnbaus im nationalsozialistischen Deutschland«, in: Ulrich Bröckling/Stefan Kaufmann/Axel T. Paul (Hg.), *Vernunft - Entwicklung - Leben, Schlüsselbegriffe der Moderne*, München 2004, S. 185-203.

⁹⁰ Plessner, Helmuth, »Politische Kultur«, in: Ders., *Politik, Anthropologie, Philosophie, Aufsätze und Vorträge*, München 2001, S. 51-56, hier S. 55.

⁹¹ Darin mag man den ›Gewinn‹ einer diskursanalytischen gegenüber einer ideologiekritischen Problematisierung der verschiedenen Positionen sehen. Zur Austauschbarkeit der Konzepte im Stadium ihrer ideologischen Radikalisierung vgl. König, René, »Zur Soziologie der Zwanziger Jahre«, in: Leonhard Reinisch (Hg.), *Die Zeit ohne Eigenschaften, Eine Bilanz der zwanziger Jahre*, Stuttgart 1961, S. 82-118, hier S. 105.

inhaltlich differenten und politisch disparaten Konzepte im dominierenden Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne angesichts von Modernität im definierten Sinne von ihren Problematisierungskriterien, ihren Wirklichkeitserwartungen und der Struktur ihrer Lösungskonzepte her betrachtet geradezu austauschbar.⁹² Und die theoretisch entscheidende Dichotomie im Diskurs der 20er Jahre ist nicht die zwischen ›rechts‹ und ›links‹ oder ›konservativ‹ und ›progressiv‹, sondern zwischen Positionen und Konzepten, die von ihrer diskursiven Beschaffenheit her zwingend auf Kontingenzaufhebung zielten – so oder so –, und solchen, die etwas anvisierten, was man ›Kontingenztoleranz‹ nennen könnte, was als soziales Dispositiv des Kontingenzmanagements absolute Lösungen prinzipiell ausschließt – und was doch gerade dadurch die systematische Zentralität des Kontingenzproblems für die Klassische Moderne bekräftigt, daß es auf die Kontingenzsemantik bezogen bleibt. Das ist die andere Seite der Klassischen Moderne, die noch lange Zeit, nämlich bis in die ›postmoderne‹ Kritik der kontrafaktischen Intention auf Totalität, theoriegeschichtlich marginalisiert worden ist. Es ist jene Seite, die nicht nur das diskursive Spannungsfeld der 20er Jahre vervollständigt, sondern aus diesem heraus die eigentliche strategische Situation der Klassischen Moderne signalisiert, weil sie systematisch gerade dadurch auf das Kontingenzproblem bezogen bleibt, daß sie es sehr anders ausfaltet. Unaufhebbar mit der ambivalenten Tiefenstruktur der Kontingenzsemantik verbunden, reicht die Klassische Moderne damit weit ins 20. Jahrhundert hinein und findet erst mit der ›postmodernen‹ Verwerfung der politisch-sozialen Krisensemantik und ihrer Suggestion totaler Gestaltbarkeit wie totaler Gestaltungsbedürftigkeit gesellschaftlicher Wirklichkeiten in den 80er Jahren nicht nur ihren historischen, sondern auch ihren systematischen Abschluß.⁹³

(in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hg.), Die „Krise“ der Weimarer Republik, Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/Main, Campus 2005, S. 45-76)

⁹² Zur Wahrnehmung und Problematisierung der Klassischen Moderne in diesem, ausschließlich auf die Kritik der Totalitätserwartungen ausgerichteten Sinne vgl. Bolz, Norbert, *Auszug aus der entzauberten Welt. Philosophischer Extremismus zwischen den Weltkriegen*, München 1989 sowie Eßbach, Wolfgang, »Radikalismus und Modernität bei Jünger und Bloch, Lukács und Schmitt«, in: Manfred Gangl/Gérard Raulet (Hg.), *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik, Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, Frankfurt/M. 1994, S. 145-159 bzw. vertieft Ders.: »Das Formproblem der Moderne bei Georg Lukács und Carl Schmitt«, in: Andreas Göbel/Dirk van Laak/Ingeborg Villinger (Hg.), *Metamorphosen des Politischen, Grundfragen politischer Einheitsbildung seit den 20er Jahren*, Berlin 1995, S. 137-155.

⁹³ So ließe sich, wenn auch nicht ganz im Sinne von Gérard Raulet, der Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne zum Ausgangspunkt einer Archäologie der ›Postmoderne‹ machen, die diese als systematische Vervollständigung der Klassischen Moderne versteht. Vgl. Raulet, Gérard, »Pour une Archéologie de la Post-Modernité«, in: Ders. (Hg.), *Weimar ou l'Explosion de la Modernité*, Paris 1984, S. 7-20.